

## Der Architekt von heute und die Baukunst der Vergangenheit\*.

Von

**Ernst Heinrich.**

... Denn die Frage, ob es heute noch sinnvoll genannt werden kann, daß ein Baumeister sich mit der Geschichte der Baukunst befaßt und einen Teil seiner Ausbildungszeit darauf verwendet, ist in mehr als einer Hinsicht von brennendem Interesse, zum Beispiel, um nur eines zu nennen, für die Neuordnung des Architekturstudiums an den Technischen Hochschulen, die innerhalb der dafür zuständigen Gremien lebhaft diskutiert wird. Man weiß ja, daß viele Architekten von Ruf diese Frage glattweg verneinen. Ein moderner Baukünstler brauche, so sagt man, zum Ablauf der Architekturgeschichte keine Beziehungen mehr aufzunehmen. Die Folgen dieser Auffassung zeigen sich u.a. darin, daß es an manchen Hochschulen schon keinen mit einem Architekten besetzten Lehrstuhl für Baugeschichte mehr gibt. Der Architekt, der sich mit solchen Dingen beschäftigt, ist schon beinahe ein klein wenig verdächtig, höchstens mit der Geschichte der Bautechnik befaßt sich der eine oder andere Kollege noch nebenbei. Die eigentliche Baugeschichte aber nimmt man im besten Fall als einen Zweig der Kunstgeschichte – zu einem Teile ist sie das ja auch – und überläßt sie als ein Gebiet, in das der Architekt nicht als Betrachter, sondern als Objekt der Betrachtung gehöre, den Archäologen und den Kunsthistorikern. Nun ist die Frage durchaus nicht ganz leicht zu beantworten. Daß an alten Formen für die moderne Architektur nicht in der Weise etwas gelernt werden kann wie um 1880, ist ja jedem klar. Darüber hinaus aber wird behauptet, die Revolution der modernen Zeit in bezug auf Zustände, Einsichten und Ziele sei so radikal, daß auch Sinn- und Gefühlsgehalte des Alten nicht mehr viel Bedeutung hätten. Diese Behauptung hat für den oberflächlichen Blick manches für sich. Wenn es so wäre, dann wäre auch ein Schinkelfest und ein Schinkelgedenken für uns sinnlos. Ich aber bin der Meinung, daß das Geschichte Gewordene lebendig bis in unsere Zeit hineinreicht, und in diesem Sinn bitte ich, meine Ausführungen als einen Beitrag zum Schinkelfest hinzunehmen, obwohl

---

\*) Der hier mitgeteilte Vortrag wurde am 13. März 1956 als Festrede zum 101. Schinkelfest des Architekten- und Ingenieur-Vereins zu Berlin gehalten. Er ist als Heft 8 der Schriftenreihe des A. I. V. zu Berlin erschienen und wurde an die Mitglieder des Vereins verteilt, ist aber nicht im Buchhandel zu haben. Mit freundlicher Erlaubnis des A. I. V. zu Berlin mache ich ihn hier den Fachgenossen bekannt. Die ursprüngliche Fassung ist fast unverändert, die einleitenden Worte sind fortgelassen.

unser Heros Eponymos darin nicht zum Zeugen aufgerufen wird. Ich möchte nämlich den Beweis für meine Behauptung nicht mit Hilfe langatmiger theoretischer Erörterungen führen, die mir nicht liegen, sondern in der Weise, daß ich Sie an Erfahrungen teilnehmen lasse, die mich selbst bei meiner Arbeit immer wieder Problemen unserer Zeit gegenüberstellen. Dabei bitte ich, zwei Voraussetzungen freundlich zu akzeptieren. Erstens kann in der kurzen Zeit einer Stunde von den vielen Problemen, die sich uns für unseren Zweck in allen Perioden der Baugeschichte anbieten, natürlich nur wenig herangezogen werden. Da das Gebiet, von dem ich eingehendere Kenntnis zu besitzen glaube, der Alte Orient ist, möchte ich Sie mit zwei Gedankenketten bekanntmachen, die von dort ihren Ausgang nehmen. Sie werden Ihnen zunächst recht fernliegend vorkommen, aber wir genießen da die Möglichkeit, gewisse Erscheinungen in zwar entwickelter, aber trotzdem noch ziemlich ursprünglicher, durch Fremdes kaum veränderter Form kennenzulernen und ein Stück weit zu verfolgen. Zweitens handelt es sich zum Teil um Ergebnisse eigener Untersuchungen, die hier zum ersten Mal öffentlich vorgetragen werden und also von der Altertumswissenschaft noch nicht als gültig angenommen sind. Ich habe nun hier nicht die Möglichkeit, und es wäre auch gar nicht angebracht, Ihnen die Gedankengänge, die zu den gezeigten Vorstellungen geführt haben, darzulegen. Ich werde sie, hoffentlich noch in diesem Jahr, in zwei Publikationen der strengen Kritik meiner Fachgenossen vorlegen<sup>1)</sup>. Hier aber beschäftigen wir uns nicht mit archäologischen Problemen, und ich bitte Sie deshalb, das, was ich Ihnen zeige, zunächst einmal als glaubhaft hinzunehmen. Was uns interessiert, sind Fragen, die wir aus unserer heutigen Situation heraus an die durch Ausgrabungen und Rekonstruktionsversuche zurückgewonnenen Gebilde der alten Zeit zu stellen haben. Lassen Sie uns sehen, ob wir Antwort erhalten.

Die Betrachtung des ersten Komplexes soll mit den Resten einer Siedlung beginnen, die eine amerikanische Expedition im Iran nicht weit von Persepolis in einem flachen Ruinenhügel ausgegraben hat. Der Ort heißt heute Tell i Bakun<sup>2)</sup>. Die Siedlung gehört ins 4. Jahrtausend v. Chr., in die von der Archäologie sogenannte Obed-Zeit. Die höchst merkwürdige Form, in der hier die Häuser gebaut sind, kennzeichnet sich dadurch, daß je nach Bedürfnis rechteckige Zellen aneinandergesetzt werden, ohne daß sich dabei sofort Rücksichtnahme auf irgend ein ordnendes Prinzip erkennen läßt (*Abb. 1*). An die erste Zelle werden zur Vergrößerung einer Heimstätte weitere, an ein Haus neue Häuser, immer unter Benutzung der schon vorhandenen Mauern, angeklebt, wobei selten irgend ein Raum alle anderen an Größe und Bedeutung übertrifft. Ich will diese Bauweise mit einem der Sprachwissenschaft entlehnten Ausdruck 'die agglutinierende', das heißt: 'die zusammenleimende', nennen.

<sup>1)</sup> E. Heinrich, *Bauwerke in der Altsumerischen Bildkunst* (Wiesbaden 1957). Die andere Arbeit, eine Formengeschichte der altorientalischen Architektur, konnte noch nicht erscheinen. Erscheinungen im Mittelmeerraum, die den hier geschilderten parallel laufen, sind in einem Vortrag vor der Archäologischen Gesellschaft zu Berlin behandelt, der im *Arch. Anz.* 1958, 89 ff. erschienen ist.

<sup>2)</sup> A. Langsdorff and D. E. McCown, *Tall-i-Bakun, a season of 1932* (Chicago 1942).

Da alle Zellen rechteckig und von nicht sehr unterschiedlicher Größe sind, ergibt sich von selbst im Grundriß eine Art von Raster, der aber durchaus nicht etwa aus einem Streben nach Regelmäßigkeit entsteht. Das läßt sich an der Art erkennen, wie die einzelnen Wohnungen, die im Plan durch verschiedene Schraffur gekennzeichnet sind, sich miteinander verschränken. Nach außen zeigt solch ein Komplex gewöhnlich einen ganz unregelmäßigen Umriß. Der Umfang des Agglutinates ist durch den Zwang, daß jede Wohnung von außen zugänglich sein muß, beschränkt, und wenn die Siedlung groß ist, müssen

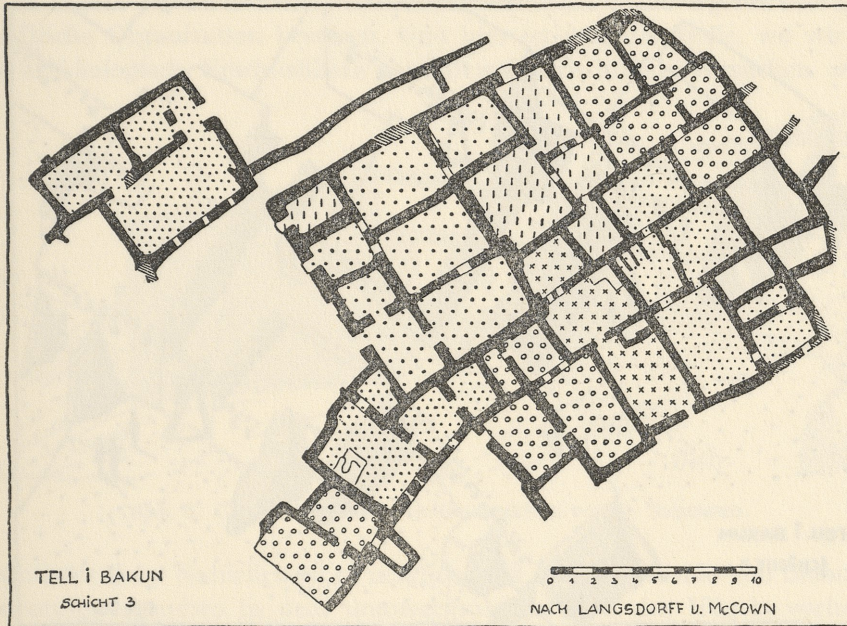


Abb. 1. Tell i Bakun, Grundriß.

mehrere derartige Hausgruppen beieinander liegen, wie es sich auch hier in Tell i Bakun zweifellos herausstellen würde, wenn man den ganzen Hügel ausgraben könnte. Zwischen ihnen entstehen unregelmäßig geformte Plätze, die ihre Gestalt offenbar mit dem Verfall oder der Erweiterung der angrenzenden Häuser ständig ändern. Eine einigermaßen gerade Gasse wie im Norden von Tell i Bakun ist eine Ausnahme. Keine der Zellen hat sich bei der Ausgrabung als Hof zu erkennen gegeben, ihr wohlhaltener Inhalt zwingt, sie sämtlich als Wohnräume, Küchen oder Vorratsräume zu erklären. Versucht man, sich solche Häuser als Körper vorzustellen, so ergibt sich ein seltsames Gebilde (Abb. 2). Die Türen sind nirgends über einen Meter hoch, und fensterartige Öffnungen, die gelegentlich vorkommen, sitzen dicht über dem Boden. Man konnte die Häuser nur gebückt betreten. Dementsprechend wird man sich die Räume in der Höhe etwa zu der Größe eines stehenden Menschen passend vorstellen. Allerdings muß eine gewisse Staffelung in der Höhe vorhanden gewesen sein, denn die innen liegenden Zellen müssen zwar nicht belichtet, aber doch belüftet werden. Dafür genügen noch heute im Orient unter

einfachen ländlichen Verhältnissen kleine Mauerdurchbrüche dicht unter dem Dach, die sich bei Staubwind leicht verstopfen lassen und nebenbei gerade so viel Licht einlassen, wie unbedingt nötig ist. Viel kann sich also das wirkliche Bild der Siedlung von dem Vorschlag, den ich hier mache, nicht unterscheiden haben. Unbeweisbare Hypothese ist allein das zweite Stockwerk, das einem der Häuser aufgesetzt ist. Jedoch ergibt es sich beinahe von selbst, da niedrige flache Dächer selbstverständlich betreten, ja, man kann fast sagen 'bewohnt' werden. Zum Beispiel genießt man dort im Sommer die Abendkühle. Daraus

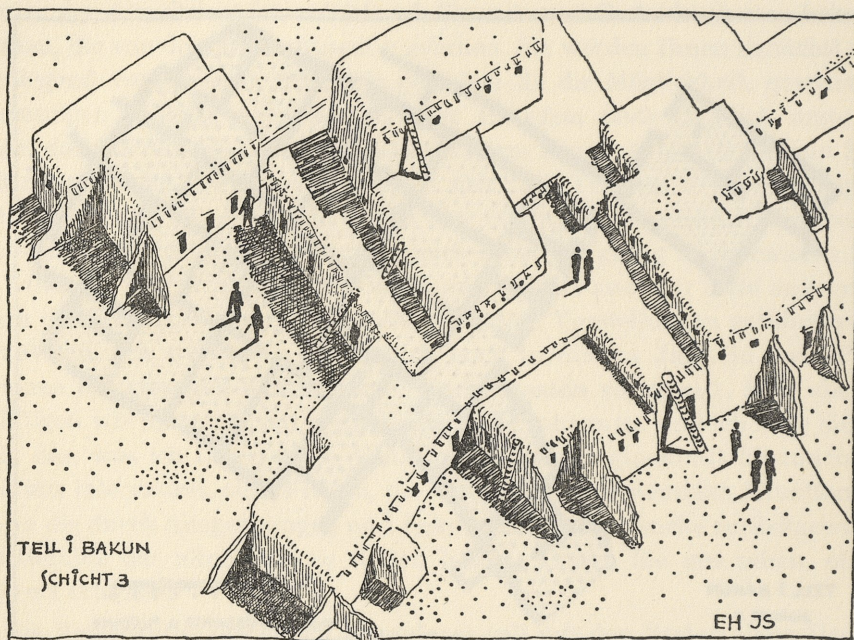


Abb. 2. Tell i Bakun, Rekonstruktion.

kann leicht ein ständiger Aufenthalt werden, wenn für den nötigen Schutz gegen Sonne und Wind gesorgt ist, und jedenfalls zeigt gerade dieser Haustyp in seiner Entwicklung die Tendenz zur Mehrstöckigkeit. Wichtig ist, daß hier das zweite Geschoß kaum mit den Räumen darunter in Verbindung stehen kann, also eine besondere Wohnung gewesen sein müßte, wenn es vorhanden war. Man darf sich übrigens das Leben in diesen Häusern ja nicht zu primitiv vorstellen. Die große Anzahl von Räumen, die zu einer Wohnung gehören, läßt doch wohl auf eine erhebliche Differenzierung der Lebensbedürfnisse schließen, und die Funde zeigen, daß man Ackerbau trieb, Rinder und Kleinvieh hielt und flechten, spinnen und weben konnte. Bemalung der Wände mit roten und gelben Streifen und die prächtigen Formen und Muster der Keramik zeigen sogar einen erheblichen Aufwand, der über die Befriedigung einfacher Bedürfnisse hinausgeht, und die häufig vorkommenden Tonfigürchen, die eine nackte Frau darstellen, lassen ahnen, daß man in ihr das Mütterliche in der Natur verehrte.

So viel läßt sich mit Sicherheit oder doch mit einiger Wahrscheinlichkeit

aus dem Grabungsbefund herauslesen. Andere Fragen, die sich aufdrängen, bleiben offen, wie etwa folgende: Wenn Ackerbau und Viehzucht getrieben wurde, könnten Ställe und müßten größere Speicher vorhanden gewesen sein, wie sie auf etwas jüngeren Siegelbildern aus Susa wirklich abgebildet sind. In der hier gewählten Bauweise finden sie offenbar in unmittelbarer Verbindung mit dem Hause keinen Platz, sie müssen, vielleicht auch zu Gruppen vereint, an anderer Stelle gelegen haben. Ebenso fehlen ein Versammlungsraum oder ein besonders hervorgehobenes Haus für den Scheich der Siedlung, die man doch eigentlich erwarten müßte, denn unter so entwickelten Verhältnissen und bei so engem Zusammenleben haben die Menschen sicher irgend eine gesellschaftliche Organisation besessen. Und hier ist nun die Stelle, wo wir über das archäologisch Erschließbare und Beweisbare hinaus versuchen wollen,

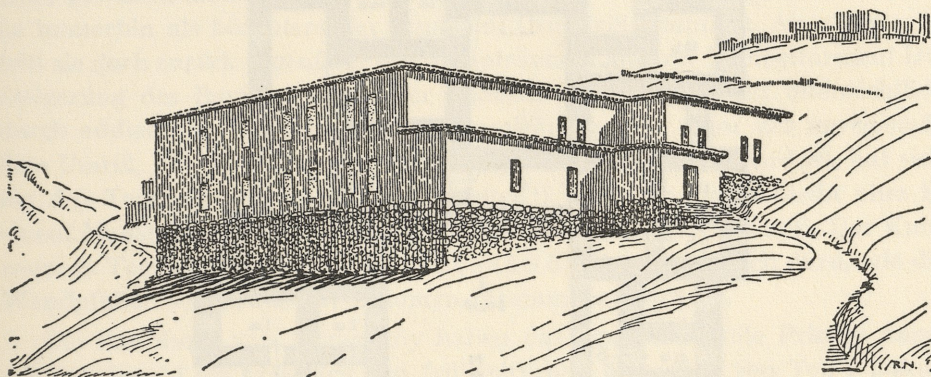


Abb. 3. Chalentuwa Haus, Rekonstruktion von R. Naumann.

weiterzudenken. Natürlich ist es möglich, daß solche Gebäude von besonderer Bedeutung irgendwo in dem unausgegrabenen Teil des Hügels vorhanden sind. Aber, wenn sie dem gleichen Prinzip der Raumanordnung gehorchen, würden wir sie kaum als solche erkennen können. Denn in diesem Prinzip liegt eben erstens das Sichzusammendrängen zu einem amorphen Gemenge, das die Isolierung einer Zelle erschwert, und zweitens das Gebundensein an die Maße des Menschen, auf dessen Größe und Reichweite sich natürlich hier alles bezieht. Das macht das Herausheben einer Zelle nach Größe und Höhe fast unmöglich. Der Raum im Nordwesten unseres Bildes ist wohl das Äußerste, was in dieser Richtung hier erreichbar ist.

So enthüllt ein Bauwerk dieser Art dem Fragenden das 'Vegetative' eines Zustandes menschlicher Lebensform, kann aber offenbar nichts anderes aussagen. Es zeigt, daß Menschen in einer recht anspruchsvollen Weise die Bedürfnisse ihrer Lebensführung in verschiedenen Räumen befriedigen, daß sie in Form und Größe ihrer Räume nur das Notwendige anstreben, und schließlich, daß sie es lieben, so dicht wie möglich beieinander zu sein, wobei gleiches Sein und Wesen alle zu verbinden scheint. Wer mehr von ihnen wissen will, muß ihre übrige Hinterlassenschaft befragen und wird auch dort nicht allzu viel erfahren. Es ist dies eine Möglichkeit menschlicher Wesenheit, in gebaueter Form Gestalt zu gewinnen, die, wie ich gleich zu zeigen hoffe, durchaus

nicht an einen bestimmten Zustand, etwa an Zeit und Volkstum, ja, nicht einmal an bestimmte wirtschaftliche und gesellschaftliche Formen gebunden ist. Allerdings – sollte oder müßte mehr gezeigt werden als der 'vegetative' Teil eines Zustandes, so müßten Bauformen, die aus anderer Umgebung stammen, hinzugenommen werden, wie wir gleich sehen werden.

Zunächst aber ist es doch nötig, ganz kurz den Möglichkeiten nachzuforschen, die in dieser Bauweise verborgen liegen und die sich an späteren Bauwerken enthüllen.

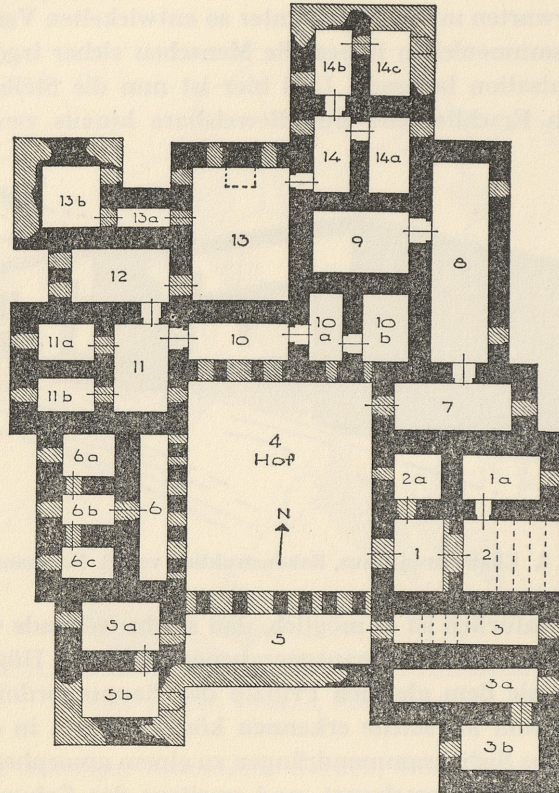


Abb. 4. Tempel III in Boghazköy.

Das System des Agglutinierens von Zellen ist nämlich in den vorderasiatischen Bergländern, in Syrien und in Kleinasien seit ältester Zeit weit verbreitet und hat sich dort neben anderem bis in späte historische Epochen erhalten. Es findet sich angewandt sowohl im einzelnen Haus wie in ganzen Siedlungen. Zum Beispiel bestimmt es die Grundform der meisten Häuser in der alten Hethiterhauptstadt Boghazköy-Chattuscha, und zwar gibt es hier aus althethitischer Zeit derartige Gebilde einfachster Art, die nur aus zwei bis drei Zellen bestehen, neben jüngeren, denen, wahrscheinlich aus wirtschaftlichen Gründen, ein Hof vorgelegt ist. Ein besonders schönes und aufwendiges Beispiel ist das sogenannte Chalentuwa-Haus, das kurz nach 1400 entstanden ist und den Charakter eines Wohnhauses hat, obwohl es im Kult Verwendung fand, wenn die Deutung, welche die Ausgräber ihm geben, richtig ist. König

und Königin mußten sich bei Gelegenheit gewisser Feste darin aufhalten. Seine Form zeigt sehr gut eine Rekonstruktion des Hauses von R. Naumann<sup>3)</sup> (*Abb. 3*). Die Verteilung der Fenster läßt da sofort die Aufteilung des Innern in einzelne Zellen vermuten, die der Grundriß auch wirklich zeigt. Der Umriß solcher Agglutinate wurde in späterer Zeit gern reguliert, obwohl die einzelnen Räume gar nicht selten mit Absicht schiefwinklig angelegt sind! Gewisse Wohnhäuser in Karkemisch am oberen Euphrat<sup>4)</sup> sind sogar regelmäßig rechteckig, und solche Stadthäuser müssen dann mit ihren zwei oder drei Stockwerken fast wie moderne Wohnhäuser gewirkt haben. Man kann das der Rekonstruktion des Chalentuwa-Hauses schon ansehen. Auch für echte Kultbauten wird das Prinzip angewandt, wie die Tempel von Boghazköy zeigen, nun allerdings unter dem Zwange der Forderungen des Kultes mit einer gewissen Modifikation. So ist zum Beispiel ein Hof nötig, und die Cella ist immerhin als bedeutendster Raum im Grundriß kenntlich. Aber wie sehr tritt sie doch zurück gegenüber den Haupträumen anderer Tempelformen! Die Steigerung des Bauwerks zu einer höheren Würde geschieht offensichtlich durch addierende Vermehrung der Einzelräume, und sogar der unregelmäßige Umriß, der für das ursprüngliche Agglutinat so bezeichnend ist, hat sich bei den Tempeln von Boghazköy erhalten<sup>5)</sup> (*Abb. 4*). Dabei bleibt alles in einem Maßstab, der sich auf die menschliche Physis beziehen läßt. Der Kultraum in Tempel II ist nur 6,5 m breit und 9,5 m lang und noch dazu, wie die Wandpfeiler zeigen, aus zwei Räumen zusammengewachsen.

Die Bewohner von Boghazköy haben das agglutinierende Prinzip angewandt, obwohl sie sicherlich den frühzeitlichen Menschen von Tell i Bakun sowohl in bezug auf ihre Abstammung als auf ihre Wirtschafts- und Gesellschaftsform fernstanden. Noch ein drittes Beispiel möchte ich aus der Fülle des Vorhandenen auswählen, das in eine wieder ganz anders geartete Umgebung gehört. In dem Ruinenhügel Tell Atschana in Nordsyrien, in dem die alte Stadt Alalach begraben liegt und den Sir Leonard Woolley ausgegraben hat, fanden sich in fast allen Schichten klare Agglutinate. Ein Prachtbeispiel ist der Palast der Schicht VII<sup>6)</sup> (*Abb. 5*). Damals, um das Jahr 1700 v. Chr., saß in Aleppo eine westsemitische Dynastie, und einer ihrer Könige namens Jarimlim hat sich den Palast gebaut, während er als Kronprinz und Statthalter in Alalach residierte. Im Nordwestteil des Palastes, der von dem Wirtschaftsteil durch einen Hof getrennt ist, erkennt man auf den ersten Blick die typische Raumfügung des Agglutinats, wenn auch der Umriß reguliert ist. Hier aber erwächst aus dem einfachen Prinzip etwas Neues und sehr Wichtiges: In dem Raummosaik sind zwei Zellen zusammengefaßt, um aus ihnen den Thronsaal zu bilden. Er entsteht also wieder, wie schon die Cella im Tempel II in Boghazköy, nicht aus einer Raumvergrößerung, sondern aus Raumaddition.

<sup>3)</sup> K. Bittel und R. Naumann, Boghazköy II. Abh. Preuß. Akad. d. Wiss. 1938, Phil.-hist. Kl. Nr. 1 (Berlin 1938) 27 f. Taf. 6 Abb. 10.

<sup>4)</sup> L. Woolley und andere, Carchemish II. Brit. Mus. 1921, 63. 123. 125 Taf. 7 u. 19.

<sup>5)</sup> Jetzt am leichtesten zugänglich in: R. Naumann, Architektur Kleinasiens (Tübingen 1955) 378 ff. Abb. 474–479.

<sup>6)</sup> L. Woolley, Ein vergessenes Königreich (Wiesbaden 1954) 66 ff. Abb. 11.

Die trennende Wand ist durch eine Säulenstellung aufgelöst, und damit entstanden sicherlich interessante Durchblicke und Lichteffekte. Der König war von seinen Gästen getrennt und doch mit ihnen in einer geradezu intimen Verbindung. Solcher Räume gab es in dem Palast, der natürlich mehrstöckig war, mehrere. Zur gleichen Zeit hat ein anderer semitischer König in Mari am Euphrat einen Palast bewohnt, der im ganzen Orient und auch in Alalach be-

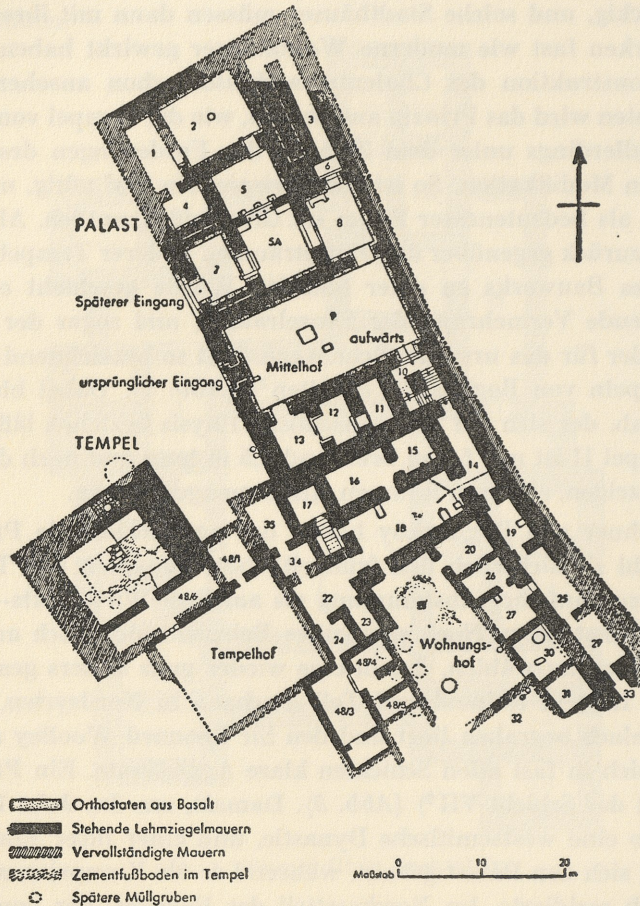


Abb. 5. Alalach, Grundriß.

kannt und berühmt war. Dort sitzt der König bei feierlichen Anlässen in einem gewaltigen Thronsaal. In Alalach aber kommt die Würde des königlichen Wesens nur im Reichtum der Ausstattung zum Ausdruck. Es gab Geräte aus Gold und Elfenbein, und die Wände waren mit Gemälden bedeckt, die in Stil und Farbgebung denjenigen der kretischen Paläste äußerst ähnlich sind. Und in diesen selbst endlich kommt das agglutinierende Prinzip zu der höchsten Entfaltung, die es im Altertum gefunden hat. Die Ähnlichkeit mit den syrischen Palästen beruht natürlich nicht auf Abhängigkeit der einen von den anderen, sondern auf einer Familienverwandtschaft, die bei den vielfachen Beziehungen Kretas zu kleinasiatischen Kulturen nicht verwundern kann. Je-



dem sind ja aus dem Palast in Knossos<sup>7)</sup> die zunächst regellos wirkende Raumzusammenfügung, in der die wichtigsten Räume nicht sogleich ins Auge fallen, die Mehrstöckigkeit, die Fülle von interessanten Durchblicken, die Lichteffekte in Treppenhäusern und Lichtschächten, die aus der Achse gerückten Blickrichtungen so bekannt, daß ich hier nur daran zu erinnern brauche. Es gibt wohl keine andere Bauweise, die sich so eignet, dem subtilen Geschmack, ja, man darf schon sagen: dem Raffinement einer hochgezüchteten, diesseitig frohen Kultur zu dienen wie diese. Dabei bleibt auch in Knossos alles im greifbaren Maßstab, und man denkt nicht daran, etwa die erhöhte Stellung des Königs, die doch eine Realität ist, durch die Maße seiner gebauten Umgebung zum Ausdruck zu bringen. Daß es sich hier um eine Möglichkeit handelt, die im Menschen liegt und unter den verschiedensten Umständen wirksam werden kann, aber nicht muß, glaube ich mit diesen Beispielen gezeigt zu haben. Es könnte nun der Einwand gemacht werden, daß alle die gezeigten Beispiele doch in räumlichem und damit wahrscheinlich in einem gewissen genetischen Zusammenhang miteinander stehen, daß also möglicherweise einmal eine Menschengruppe unter bestimmten Umständen die Form gefunden habe und daß andere sie übernommen und für sich zurechtgemacht hätten. Darum möchte ich zum Schluß an Gebilde erinnern, die sich weit von den vorigen entfernt finden und die zwar zum gleichen genus, aber zu einer ganz anderen species gehören. Auch hier sind Einzelzellen agglutiniert, aber nicht in horizontaler, sondern in vertikaler Richtung, so daß etwas wie eine Bienenwabe entsteht. Es handelt sich um Häuser aus Tunis, die M. Hürlimann bekanntgemacht hat<sup>8)</sup>.

Und nun zu dem zweiten Komplex!

Es muß einmal in den vorderasiatischen Bergländern, nördlich oder östlich von Mesopotamien, ein Holzhaus üblich gewesen sein, das ungefähr so aussah, wie es *Abb. 6* zeigt. Es kommt heute nicht mehr vor, und Reste davon könnten höchstens einmal durch einen Zufall gefunden werden. Ich habe es erschlossen aus Bildern und aus sehr deutlichen Spuren, die es in Gestalt späterer Architekturformen hinterlassen hat. Die Ableitung wird in einer Arbeit 'Bauwerke in der sumerischen Bildkunst' demnächst vorgelegt<sup>9)</sup>. Es muß in seiner Gruppe 'gestelzte' Formen gegeben haben, die ja gerade in Bergländern häufig sind, wobei sekundär der Raum unter dem Fußboden mit Wänden umfaßt und für untergeordnete Zwecke genutzt wurde. Es ist ein Pfostenhaus, und man muß daran denken, daß hier im Gegensatz zu der eben gezeigten Bauweise durch das Wesen, das dem Bauwerk innewohnt, vieles festgelegt ist: Die Pfosten müssen in geraden Reihen und möglichst in gleichen Abständen stehen, so daß der Raum regelmäßig-rechteckig wird; die Notwendigkeit, einen Firstträger in jede Schmalwand zu stellen, unterteilt diese in zwei Hälften;

7) J. D. S. Pendlebury, *A Handbook to the Palace of Minos, Knossos* (London 1954) beigehefteter Plan.

8) M. Hürliman, *El Medenine*, in: *Atlantis* 7, 1933, 408 ff.

9) s. Anm. 2. Ein noch sehr primitives, aber in der Konstruktion verwandtes Pfostenhaus (es besitzt die von mir angenommenen Doppelpfosten) hat S. P. Tolstow in Choresmien gefunden. S. P. Tolstow, *Auf den Spuren der Altchoresmischen Kultur* (Berlin 1953) Abb. 18 IV.

die Horizontalverbindungen ergeben mit den Pfosten eine regelmäßige Felderaufteilung in der Wand. Die Konstruktion erlaubt nicht so leicht wie die Zelle aus Lehmmauern einen Anbau, das Haus ist seiner Natur nach ein einräumiges Einzelhaus. Seine Form ergibt sich aus der Konstruktion und ist sehr streng geordnet. Nicht umsonst hat bei den Römern das von *struere* = bauen abgeleitete Nomen 'structura' auch die Bedeutung von 'Ordnung'. Wir wissen alle zur Genüge, daß auf diese Weise, allein aus der Konstruktion heraus, sehr ansehnliche Bildungen entstehen können.

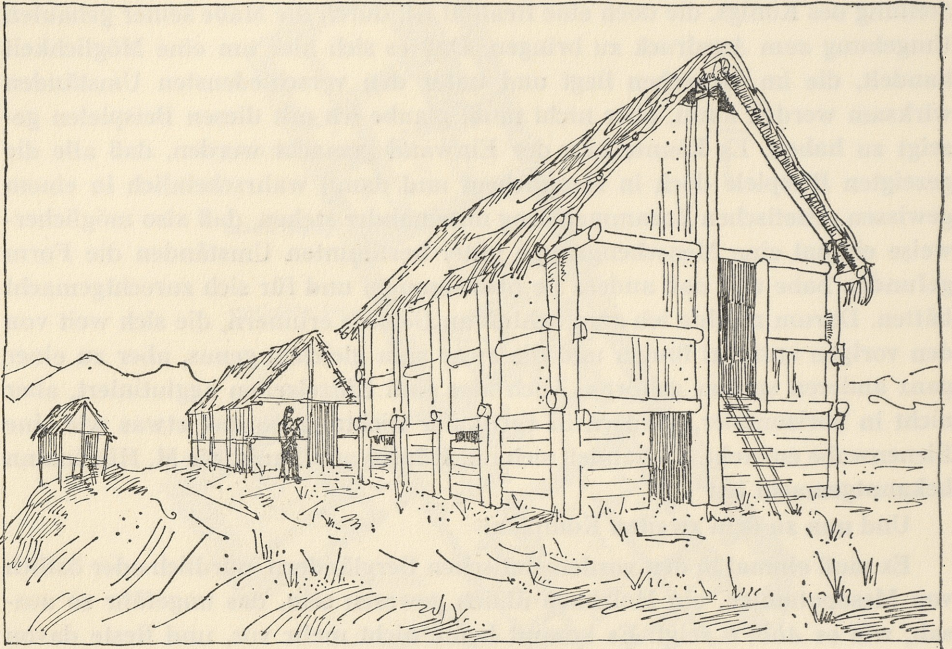


Abb. 6. Rekonstruktion des Holzhauses.

Die diesem urtümlichen Haus innewohnenden Bildekräfte haben nun im nördlichen Syrien und Mesopotamien eine merkwürdige, folgenreiche Bewegung ausgelöst. Man sieht den Beginn sehr gut an den vielen Schichten einer vorgeschichtlichen Siedlung, welche die Amerikaner unter E. Speiser und Ch. Bache in dem Hügel Tepe Gaura, nordöstlich von Mossul, ausgegraben haben<sup>10</sup>). Zum Beispiel in der Schicht XII, die ungefähr aus der gleichen Zeit stammt wie Tell i Bakun, fand sich da ein Gewirr von Mauern, das zunächst sehr stark an ein Agglutinat erinnert (Abb. 7). Einzelne Gruppen, wie zum Beispiel das Haus im Westen des Planes, sind sogar ganz klare und unbezweifelbare Agglutinate. Aber an anderen Stellen zeigen sich plötzlich Räume, die ihre Umgebung an Größe ganz wesentlich überragen. Jeder derartige Raum ist Kern einer Gruppe, die sich von den anderen bei genauem Hinsehen scheiden läßt. Sie lagen ursprünglich aufgereiht an einer unregelmäßig geführten

<sup>10</sup>) A. I. Tobler, Excavations at Tepe Gaura II (Philadelphia 1950) Schicht XII: 25 ff. Taf. 7; Schicht XIII: 30 ff. Taf. 13.

Gasse, die später teilweise zugebaut wurde. Der Straßenraum ist auf dieser Stufe noch nicht durch Brauch oder Gesetz geschützt. Alle Mauern sind in ungebraunten Ziegeln ausgeführt, aber die großen Mittelräume sind Erinnerungen an das alte Holzhaus, von dem eben gesprochen wurde. Es müssen einmal



Abb. 7. Tepe Gaura, Grundriß der Schicht XII.

Menschen aus dessen Heimat in das obermesopotamische Hügelland herabgekommen sein. Sie haben sich dort natürlich akklimatisiert, ohne doch ihre eigene Hausform ganz aufzugeben. Aus dem Zusammenwurf ihres großräumigen, nun in Ziegelbauweise umgedachten Hauses mit dem Mosaik des Agglutinats sind Haus- und Tempelformen entstanden, die für Jahrtausende gültig geblieben sind.

In Tepe Gaura sind wir ganz am Anfang dieser Entwicklung. Die Mittel-

räume setzen sich noch überdeutlich gegen ihre Umgebung ab durch das Erbe, das sie in sich tragen, ihre Größe und ihre strenge Organisation. Sie sind rechteckig und regelmäßig. In den Schmalwänden besitzen sie noch die Halbteilung des Holzhauses, die sich hier in der Anlage von zwei Türen oder zwei Nischen erhalten hat, und die Türen in jeder Langseite entsprechen einander genau. Manchmal befinden sich auch an einem Ende zwei einander gegenüberliegende, symmetrische Raumausweitungen, die völlig den alae am römischen

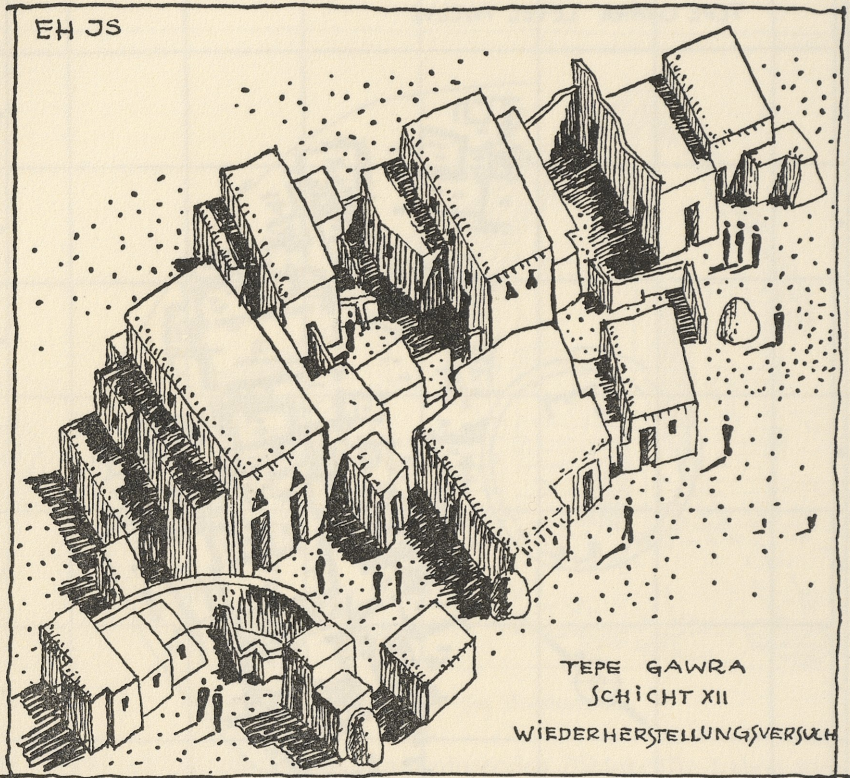


Abb. 8. Tepe Gaura, Schicht XII, Rekonstruktion.

atrium gleichen. In dem einen Haus deutet eine Lehmbank an der Rückseite an, wo der ausgezeichnete Platz ist. Es ist klar, daß einem solchen Raum eine gewisse Feierlichkeit anhaftet, die dem Agglutinat von Hause aus fremd ist. Dasselbe drängt sich auf, wenn man sich eine solche Siedlung zu ergänzen versucht (Abb. 8). Da ragen die Häuser der neuen Form aus den anderen hervor, und zwar nicht nur, weil jedes für sich eine Gruppe bildet, sondern weil sie offenbar einen anderen Maßstab haben, einen Maßstab, der nicht mehr von der Größe und Reichweite des Menschen allein ausgeht. Er wird damit nicht etwa 'unmenschlich', nur treten an die Stelle der körperlich-greifbaren Maßstabbeziehungen andere, die durch Gedanken und Gefühl bestimmt sind. Damit aber und mit der Strenge seiner Organisation gewinnt das Bauwerk etwas ungeheuer Wichtiges, nämlich es beginnt, geistigen Wesenheiten Ausdruck zu

geben. Diese Häuser vom Tepe Gaura-Typ heben sich von ihrer Umgebung ab durch einen Gehalt, den wir nur mit dem Begriff 'Würde' umschreiben können, einer Würde, die natürlich auch auf denen, die im Hause lebten, gelegen ha-

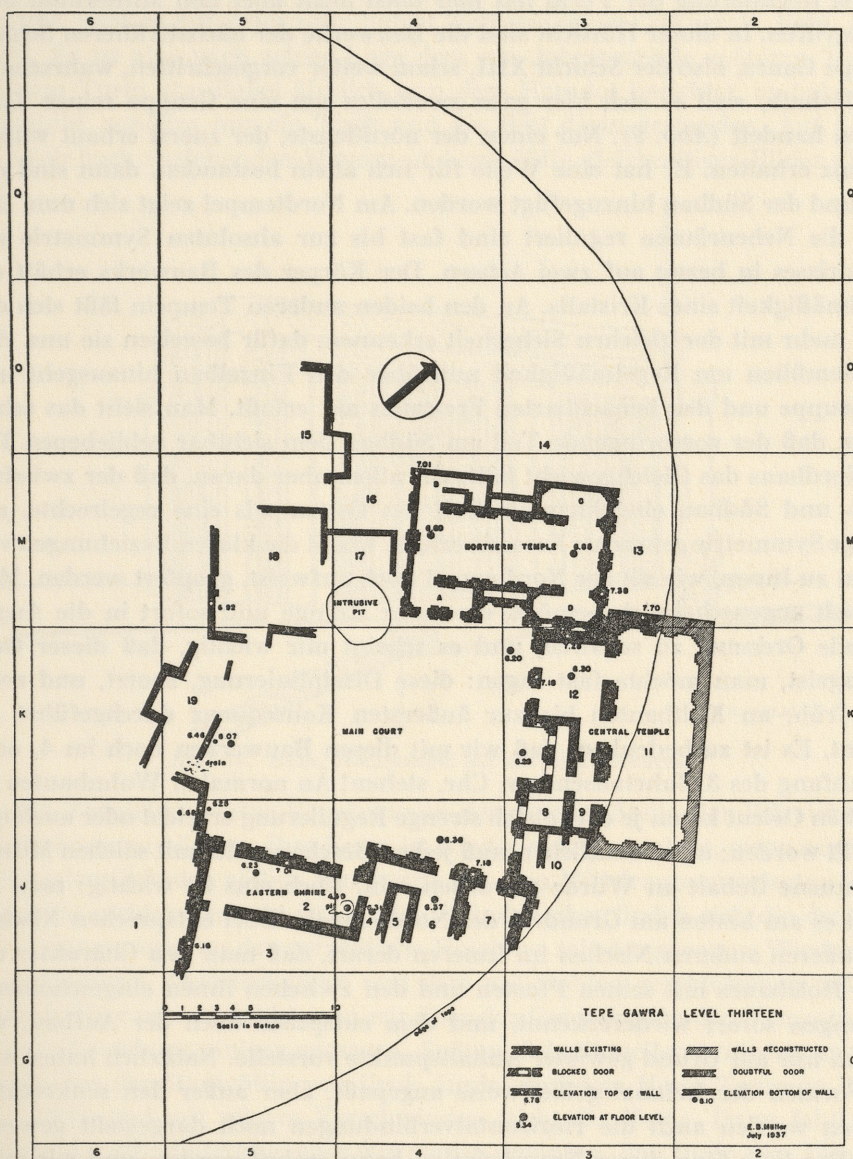


Abb. 9. Tepe Gaura, Schicht XIII, Grundriß.

ben muß. Das Haus, und doch wohl mit ihm seine Bewohner, sondert sich ab und gewinnt Individualität, ohne sich dabei zu isolieren und die Gemeinschaft mit der Nachbarschaft aufzugeben. Die Ausgräber berichten, daß sie in den Nebenräumen genügend Geräte des täglichen Bedarfes gefunden haben, um zu beweisen, daß die Häuser wirklich bewohnt wurden; trotzdem möchten sie

die Möglichkeit nicht ausschließen, daß in den Mittelräumen Kulthandlungen stattfanden. Das ist nicht so sinnlos, wie es auf den ersten Blick erscheint, wie wir nachher sehen werden.

Die Regulierung der Form hat hier noch nicht über den Mittelraum hinausgegriffen. In dieser Hinsicht sind die Bauwerke der nächstfrüheren Schicht in Tepe Gaura, also der Schicht XIII, schon weiter vorgeschritten, wahrscheinlich deshalb, weil es sich hier ganz zweifellos um eine Gruppe reiner Kultbauten handelt (*Abb. 9*). Nur einer, der nördlichste, der zuerst erbaut wurde, ist ganz erhalten. Er hat eine Weile für sich allein bestanden, dann sind der Ost- und der Südbau hinzugefügt worden. Am Nordtempel zeigt sich nun, daß auch die Nebenräume reguliert sind fast bis zur absoluten Symmetrie des Grundrisses in bezug auf zwei Achsen. Der Körper des Bauwerks erhält die Regelmäßigkeit eines Kristalls. An den beiden anderen Tempeln läßt sich das nicht mehr mit der gleichen Sicherheit erkennen, dafür beweisen sie uns, daß das Bemühen um Regelmäßigkeit nun über den Einzelbau hinausgeht und die Gruppe und den benachbarten Freiraum mit erfaßt. Man sieht das schon daran, daß der vorspringende Teil am Südbau dem sichtbar gebliebenen Teil des Nordbaus das Gleichgewicht hält, vor allem aber daran, daß der zwischen Nord- und Südbau eingeklemmte Teil des Osttempels eine regelrechte, auf strenge Symmetrie gebrachte Fassade erhält, wobei die klaren Beziehungen von Außen zu Innen, wie sie der Nordtempel noch aufweist, geopfert werden. Man hat sich augenscheinlich bemüht, eine sehr strenge und sofort in die Augen fallende Ordnung zu schaffen, und es scheint mir wichtig, daß dieser Ordnungsgeist, man möchte fast sagen: diese Disziplinierung, zuerst, und zwar sehr früh, an Kultbauten bis zur äußersten Konsequenz durchgeführt erscheint. Es ist zu bedenken, daß wir mit diesen Bauwerken noch im 4. oder am Anfang des 3. Jahrtausends v. Chr. stehen! An normalen Wohnbauten ist im Alten Orient kaum je eine gleich strenge Regulierung erreicht oder auch nur gewollt worden; umso deutlicher muß jedem Beschauer der mit solchen Mitteln gewonnene Gehalt an Würde geworden sein. Noch eins ist wichtig; man erkennt es am besten am Grundriß des Nordtempels. Dort entsprechen Nischen im Äußeren anderen Nischen im Inneren derart, daß man den Charakter des alten Holzbaues mit seinen Pfosten und den zwischen ihnen eingeschobenen Füllungen sofort wiedererkennt, und dem entsprach auch der Aufbau, wie ich ihn mir auf Grund gewisser Anhaltspunkte vorstelle. Natürlich haben sich die Formen der Lehmziegelbauweise angepaßt, aber außer den senkrechten Pfosten werden auch die Horizontalverbindungen noch dargestellt gewesen sein. Der tiefe Sinn dieser Transkription kann erahnt werden, und wir müssen sogleich davon sprechen. Vorläufig bitte ich nur festzuhalten, daß das Bauwerk damit offenbar eine Beziehung zur Vergangenheit in sich trägt und deutlich machen soll.

Viele Jahre, vielleicht Jahrhunderte später sind weit im Süden des Zweistromlandes, in Uruk, von den Sumerern Tempel verwandter Form gebaut worden, die von der Deutschen Warka-Expedition ausgegraben worden sind. Manche von ihnen erreichen erstaunliche Dimensionen, zum Beispiel ist der

Mittelraum im Tempel der Schicht V 62 m lang und 11 m breit<sup>11)</sup>. Bei ihm und seinen Nachbarn in der Schicht IV ist die Symmetrierung bis ins letzte durchgeführt. Für unseren Gedankengang aber noch wichtiger ist ein bedeutend kleinerer Bau, der erste 'Hochtempel', der seiner Zeit gefunden wurde, so genannt, weil er auf einer sehr hohen Terrasse, einer 'Zikurrat', steht (Abb. 10)<sup>12)</sup>. Er ist also nach seiner Lage dem um Jahrtausende späteren Tempel auf dem Turm von Babel ähnlich, von dem Herodot berichtet, es habe kein Götterbild, sondern nur ein Tisch und ein Bett darin gestanden. Auf Grund der noch hoch anstehenden Mauern und mit Hilfe gleichzeitiger Bilder glaube

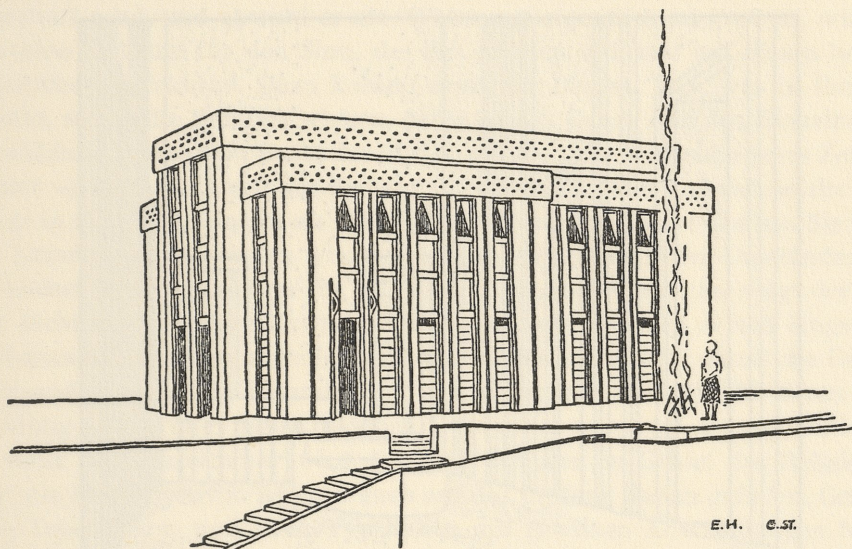


Abb. 10. Uruk, Hochtempel auf der Anu-Zikurrat.

ich, den Tempel und seine Vorgänger an der gleichen Stelle ziemlich sicher rekonstruieren zu können. Ihre Form ist wieder streng reguliert, wenn auch aus bestimmten Gründen völlige Symmetrie der dem Mittelraum angelegten Kammertrakte nicht angestrebt ist. An den Wänden aber finden sich die deutlichsten Erinnerungen an das vorzeitliche Holzhaus mit der genauen Wiedergabe der ehemaligen Zweistöckigkeit und dem mit Bohlen geschlossenen unteren Geschoß. Hier nun zuerst können wir über das Geschehen in den Tempeln und in ihrer Umgebung einiges aussagen. Spätere Schriftquellen erzählen uns den Mythos von der Stadtgöttin von Uruk, Innin, und dem Heros Tammuz. Tammuz stirbt, und mit seinem Verschwinden stirbt die Natur. Dann fehlt eine Stelle in der Überlieferung, aber wir dürfen ergänzen, daß Innin den Tammuz unter Mühen und Gefahren aus der Unterwelt erlöst, und mit der Hochzeit, welche die beiden nun feiern, beginnt auf der Welt der Kreislauf des Werdens und Vergehens von Neuem. Der Rhythmus des Jahresablaufs ist der Inhalt des Mythos. Sein Beginn wurde im Frühlingsfest gefeiert, und wir wissen aus

<sup>11)</sup> E. Heinrich, Sechster Vorläufiger Bericht über die von der Deutschen Forschungsgemeinschaft in Uruk-Warka unternommenen Ausgrabungen (UVB VI). *Abh. Preuß. Akad. d. Wiss.* 1935, *Phil.-hist. Kl.* Nr. 2 (Berlin 1935) Taf. 7.

<sup>12)</sup> E. Heinrich in: UVB VIII (vgl. Anm. 11) (Berlin 1937) 42 ff. Abb. 5—6.

späterer Zeit, daß König und Priesterin dann in jedem Jahr stellvertretend die heilige Hochzeit vollziehen mußten, um das neue Leben hervorzurufen und zu erhalten. Bilder, die gleichzeitig sind mit den Hochtempeln in Uruk, zeigen uns nun, daß sich damals, im Anfang der sumerischen Hochkultur, fast das ganze Dichten und Trachten der Menschen um diesen Mythos drehte<sup>13</sup>). Meist läßt er sich nur an gewissen Symbolen erkennen, manchmal aber ist ganz gegenständlich die Innin gezeigt, wie sie den in feierlicher Prozession heranschreitenden Bräutigam empfängt, öfter auch, wie sich die Prozession mit dem Tammuz einem Tempel nähert, in dem dann die Innin auf die Hoch-

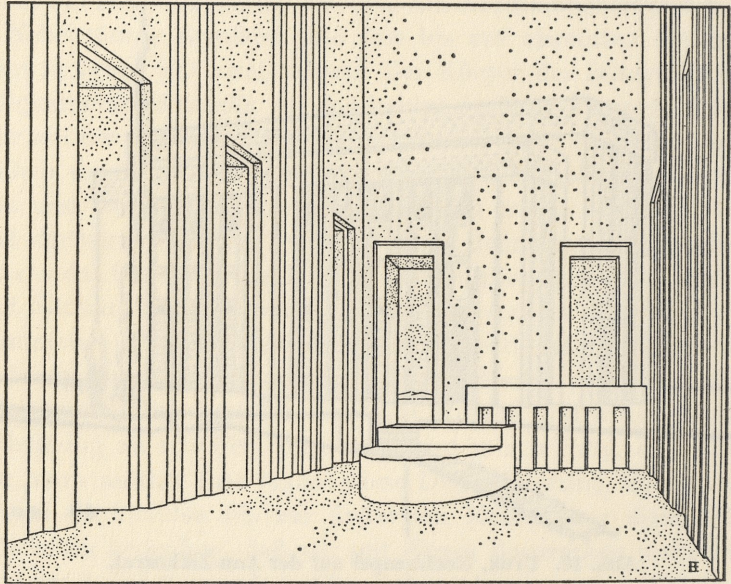


Abb. 11. Innenansicht des Hochtempels auf der Anzikkurra, Rekonstruktion.

zeit wartend zu denken ist. Bisher sprach ich von dem, was wir wissen, was nun folgt, ist Theorie. Ich glaube zu sehen, daß schon in der alten Zeit der Mythos von Menschen gespielt wurde, die damit den richtigen Ablauf des immer bedrohten Vorganges des Wachens und Reifens magisch zu erzwingen suchten und natürlich vor allen anderen eine besondere Würde getragen haben müssen. Die Tempel bildeten den Rahmen für dieses grandiose kultische Schauspiel, und der Hochtempel in Uruk könnte ein Ort des *hieros gamos* gewesen sein. Darum ist in ihm nichts vorhanden als ein einfacher Altar und ein Podium im Hintergrund, das gerade groß genug ist, um ein Bett darauf zu stellen (Abb. 11)<sup>14</sup>). Wenn das richtig ist, so löst sich damit man-

<sup>13</sup>) A. Moortgat, Tammuz. Der Unsterblichkeitsglaube in der altorientalischen Bildkunst (Berlin 1949).

<sup>14</sup>) In den 'Tammuzliturgien' ist gelegentlich davon die Rede, daß beim Raub des Tammuz durch die Götter der Unterwelt der Tempel zerstört wird. Es erhebt sich die Frage, ob nicht damit die ungewöhnlich große Zahl der aufeinander folgenden Tempel auf der Anu Zikkurra und an einigen anderen Fundstellen zusammenhängt. Es könnte auch die mehr oder weniger vollständige Zerstörung des Tempels und seine Ausbesserung oder Neuerrichtung zum Ritus gehört haben. (M. Witzel, Tammuz-Liturgien und Verwandtes [Rom 1935] 51, 59 ff. 95.)



ches Rätsel. Der Tempel ist das Haus der lebenerhaltenden Gottheiten und zu gewissen Zeiten damit auch das Haus der königlich-priesterlichen Menschen, die sie vertreten. Sie müssen in einem Haus wohnen, wie es ihnen von altersher zukommt, um legitimiert zu sein und die heilige Handlung zur Wirkung bringen zu können, und das Haus muß auch in der Größe der Bedeutung seiner Funktion entsprechen. Deshalb trägt der Tempel die Züge des uralten Holzhauses, und darum geht sein Maßstab über das, was der Mensch mit Händen greifen kann, hinaus. Obwohl dem Lehmziegelbau ein Relief aufgezungen ist, das sich keinesfalls aus seiner Technik ergibt und sehr schnell schadhaft wird, und obwohl er als 'Wohnung' eigentlich zu groß ist, wird er für seine Zeit und für den Sinn, der ihn erfüllen soll, erst mit diesen beiden Eigenschaften 'richtig'. Dazu kommt noch ein Drittes. Das, was in ihm geschieht, soll in die Zukunft wirken, dafür ist das Ganze und das Einzelne der Einrichtung geschaffen. Es ist das Mittel, mit dem die Menschen jener Zeit die immer vorhandene Angst der Kreatur überwinden. Man darf sich solche Vorgänge in alter Zeit ja nicht als etwas, das zu belächeln ist, vorstellen. Sie müssen bitter ernst genommen worden sein, so ernst, daß unter Umständen ein wirklicher Opfertod einiger für alle damit verbunden war. So zeugt der Bau hier nicht nur von einer Existenz des Augenblicks, sondern er holt längst Gestorbenes aus der Vergangenheit, macht es lebendig, heiligt damit die Gegenwart und weist in die Zukunft, und das ist nur mit den Mitteln, deren Entwicklung wir verfolgt haben, möglich.

Ganz deutlich sichtbar wird das natürlich nur im Gebiet des Religiösen, aber ein Abglanz davon ist doch auch auf das profane Bauen gefallen. Gebilde vom Tepe Gaura- und Uruk-Typ haben mit gewissen Abwandlungen bis in frühchristliche Zeit als Kultbauten und als Wohnhäuser gelebt. Sie sind ihrer Natur nach hoflose Einzelhäuser, lassen sich aber bei großem und differenziertem Raumbedarf zu Gehöften von manchmal bedeutendem Umfange zusammenstellen. So sehen zum Beispiel die vornehmen Wohnhäuser aus, die eine amerikanische Expedition unter Leitung von H. Frankfort und G. Loud am Fuß der Zitadelle von Khorsabad, dem alten Dur Sarrukin, nordöstlich von Mossul, freigelegt hat<sup>15</sup>). Sie stammen aus der Zeit König Sargons II., der von 721 bis 705 v. Chr. regiert hat. Die höchsten Beamten der Krone haben darin gewohnt. Welche ungeheuren Maße da die Mittelräume annehmen können, zeigt ein Wandgemälde, das im Empfangsraum 12 des Gehöftes K in Fall-Lage gefunden und in bewundernswerter Arbeit gerettet worden ist. Die Höhe des Saales läßt sich damit ziemlich genau bestimmen, und dabei ergibt sich, daß sein Maßstab sich bedenklich der Grenze nähert, an der er vom Menschen nicht mehr erfaßt wird. Dabei gibt das Gemälde, das den König mit dem Wesir vor seinem Gott darstellt, selbst hier im profanen Bereich eine Verbindung zur außerirdischen Sphäre und damit eine gewisse Begründung für den Maßstab. Sicher liegt eine Angleichung an die Verhältnisse des nahegelegenen Thronsaals im Palast vor, dem von altersher eine religiöse Bedeutung zukommt. Im normalen Wohnhaus der gleichen Art hat der Hauptraum natür-

<sup>15</sup>) G. Loud and Ch. B. Altman, Khorsabad II (Chicago 1938) Taf. 1,71 und 88.

lich nie derart hybride Maße, aber er ist weit und hoch, wie etwa an W. Andraes schöner Rekonstruktion des spätassyrischen 'Roten Hauses' in Assur gesehen werden kann, übertrifft alle anderen Räume des Hauses an Umfang bedeutend und unterscheidet sich damit wesentlich von gleichrangigen Gebilden des agglutinierenden Typs<sup>16)</sup>. Auch hier vertragen sich mit dem Trubel des täglichen Lebens ein oder zwei Kultstellen, und zwar sind diese in solchen Räumen anscheinend von altersher üblich gewesen. Zum Schluß möchte ich noch an den Palast in Babylon erinnern, der zwar eigentlich nicht in den bisher geschilderten Zusammenhang gehört. Er ist nach einem dritten Prinzip zusammengesetzt, welches ich das des 'Hürdenhauses' nenne und das ganz bestimmte wirtschaftliche und geistige Voraussetzungen hat. Aber auch hier ist ein Thronsaal vorhanden, der in seinen Maßen alles vorher Gewesene in den Schatten stellt. Wieder ist er schon durch seine Form, die den Kulträumen der zum gleichen Typ gehörenden Tempel ähnlich ist, und durch die Reihe mächtiger Symbole an seiner Hofwand aus der Sphäre des Alltäglichen herausgehoben<sup>17)</sup>. Aber hier kommt etwas hinzu, was wir bisher noch nicht beobachten konnten, nämlich die Ausrichtung wesentlicher Teile des Gebäudes, des Throns, des Portals und der Hofmitte, auf eine Achse, die auf die weit entfernte Zikurrat weist und damit Beziehungen sichtbar macht zwischen Punkten, die im Geist zusammengehören. Damit beginnt etwas, was sich an Bauwerken vieler Zeiten und Völker wiederfindet und bei ihnen zu seiner Vollendung kommt.

Wir wollen aber auch diese Linie heute nicht weiterverfolgen. Wichtiger ist es für unseren Zweck, zu erkennen, daß es sich auch hier um vom Ursprung im Menschen liegende Möglichkeiten handelt, die unter den verschiedensten Umständen wirksam werden können. Sieht man die Entwicklung dieser Linie von ihrem Anfang her, so ist es unmöglich, wie heute manchmal geschieht, sie in Grund und Boden zu verdammen. Denn Ordnung zu schaffen durch Regulierung, Symmetrierung und Richtung ist etwas, das sich, wie wir sahen, schon aus der Struktur eines Bauwerks anbieten kann und das überdies der Physis des Menschen gemäß ist, dessen Leib ja auch symmetrisch und gerichtet ist. Mit solchen Mitteln sich zu sondern, ohne sich dabei zu isolieren, damit Sinn zu geben und sie als Würdezeichen zu empfinden, wobei noch die Änderung des Maßstabes zu Hilfe kommen kann, ist doch schließlich auch nichts anderes als Ausdruck wirklich empfundener Stufungen im geistigen und im irdischen Bereich und die Erfüllung echter Bedürfnisse. Ohne ein solches Empfinden gäbe es keine griechischen Tempel und keine gotische Kathedrale, kein römisches Haus und kein Würzburger Schloß. Man sollte nicht vergessen, daß auch in der römischen Baukunst und in den großen Schöpfungen des Barock, die als Ausdruck von Macht oder gar Gewalt bei vielen Architekten von heute beinahe verschrien sind, das Bedürfnis, Würde auszudrücken, die eigent-

<sup>16)</sup> W. Andrae, Das wiedererstandene Assur (Leipzig 1938) Abb. 6. Grundriß in: C. Preußner, Die Wohnhäuser in Assur, Wiss. Veröff. d. Dt. Orient Ges. 64 (Berlin 1954) Taf. 9. Das Gehöft enthält zwei Gruppen mit je einem Hauptraum und Nebenräumen.

<sup>17)</sup> Beilage zu R. Koldewey, Das wiedererstehende Babylon<sup>4</sup> (Leipzig 1925) und Mitt. d. Dt. Orient Ges. 69, 1931, 9.

liche Grundlage ist; aber natürlich benutzt auch die Macht, wenn sie dieses Bedürfnis befriedigen will, die gleichen Mittel, und es kommt dann nicht selten vor, daß sie übertreibt. Damit sind wir bei den Gefahren angelangt, die der Richtung anhängen. Ich brauche sie kaum zu kennzeichnen, denn jeder redet heute davon. Ihnen steht aber die äußerst weitgespannte Möglichkeit, unsichtbare Wesenheiten damit auszudrücken, als etwas sehr Positives gegenüber, und Gefahren liegen in der zuerst gezeigten Richtung auch, sie leben nur im Augenblick nicht so deutlich in unserem Bewußtsein. Kann dort die Regularität zur unerträglichen Langweiligkeit und zu hohlem Pathos entarten, und können Maße und Ausrichtung durch Hybris in 'unmenschlicher' Weise mißbraucht werden, so besteht hier die Neigung zur Verniedlichung, zum Erstarren im Modischen und in Manier, die schließlich sinnenleert wird und nur noch 'interessant' sein will, und obendrein noch die Gefahr, den Maßstab durch maßlose Häufung der Zellen zu überlasten. Dabei könnten dann Bienenwaben vom Format der Cheopspyramide entstehen, und auch das wäre nicht mehr 'menschlich'.

Fast unwillkürlich sind nun doch die beiden Fäden, die wir verfolgen, bis in die Gegenwart hinübergespunnen worden, und manche werden etwa sagen: 'Eben das wollen wir nicht, wir wollen in jeder Beziehung los von der Tradition, die ja doch vor Jahrzehnten schon abgerissen ist. Die neuen Baustoffe und Baumethoden verlangen ebenso etwas völlig von dem Früheren Verschiedenes wie die Situation des Menschen, die sich in den letzten Jahrzehnten grundsätzlich gewandelt hat. Das findet seine Parallele in den Entdeckungen, die unsere Physiker gemacht haben und die unser Weltbild vollkommen umodeln. Dies unerhört Neue verlangt nach einem Ausdruck in unseren Werken, der keine Beziehungen zu Vergangenen haben kann. Wir haben neu begonnen und wollen unbeschwert durch Erinnerungen und ungebunden den neuen Kurs weiter steuern.'

Aber geht denn das wirklich? Es ist ja doch nicht so, daß die Verbindung überall so völlig abgerissen ist, wie es in der Architektur den Anschein hat. Alle, die sich mit Geisteswissenschaften beschäftigen, alle, die in Politik und Wirtschaft stehen, müssen sich dessen bewußt sein, wie die auf ihrem Gebiet wirksamen Kräfte sich in der Vergangenheit offenbart haben. Sowie wir an solchen Bemühungen teilnehmen, sind wir in der gleichen Lage, und wer das nicht tut, wird schon allein durch die Sprache, die wir sprechen, zu jeder Stunde mit dem verbunden, was er vergessen möchte. Bewußt zu leben ist nun einmal unser Schicksal. Die Sache liegt so, daß wir doch nur einen kleinen Teil aller Erinnerungen aus Herz und Hirn entfernen könnten – in unserem Fall wäre es der Teil, der mit unserer eigenen Tätigkeit in engster Verbindung steht. Die neuen Baustoffe und Methoden mögen in gewisser Weise einen Zwang ausüben, aber wo sie einengen, schaffen sie auf der anderen Seite ungeahnte Möglichkeiten. Baustoff ist heute wie immer Mittel zum Zweck; er bildet zwar mit an Form und Ausdruck, aber er erzwingt nicht die gesamte Gestalt eines Bauwerks. Schließlich wird unser Bild der Welt durch die Atomphysik zwar erweitert und modifiziert, aber nicht völlig umgestürzt. Auch wenn Männer, die wir sonst schätzen und verehren, das behaupten, ist es falsch, und dieser Mei-

nung sind die Physiker selbst, die darüber ja kompetenter urteilen als wir alle. Wie eigentlich das Wesen jener neuerkannten Tatsachen, die in der Physik mit Rechnungen erschlossen werden, wirklich beschaffen ist, davon hat niemand ein anschauliches Bild, auch die wenigen nicht, die auf diesem Gebiet mitrechnen und mitdenken können. In den niedrigen Regionen unserer Lebenssphäre gilt immer noch, daß der Weg von A nach B genau so lang ist wie der von B nach A, und daß es Zeit kostet, wenn wir uns von B nach A bewegen. Noch immer drückt jeder feste Körper seine Unterlage, und die Teile unserer Häuser müssen den Gesetzen der Statik genügen. Wir müssen schon auf dem Boden bleiben, der uns angewiesen ist, ob wir wollen oder nicht. Es scheint mir doch sehr unwahrscheinlich, daß etwas, was in seiner Natur noch nicht einmal theoretisch klar erkannt und auf keinen Fall vorstellbar ist, überhaupt mit den Mitteln des Architekten dargestellt werden kann. Höchstens wird uns die unerfreuliche Art der Anwendung der Atomphysik zu Maßnahmen zwingen, deren praktischer Wert vorläufig noch sehr zweifelhaft ist. Ganz bestimmt aber wird der Mensch nicht durch all dies derart in seinem Wesen verändert werden, daß er ganz andere Inhalte auszudrücken haben wird als bisher. Es war verlockend für mich, für den heutigen Tag statt der hier verfolgten Entwicklungsreihen solche herauszusuchen, in denen sich Brüche von ähnlicher und vielleicht noch stärkerer Wirkung beobachten lassen als der ist, den wir erleben. Es ist schon mehr als einmal in der Geschichte großen Menschengruppen ihre Welt zusammengebrochen und eine neue erstanden; jedoch ist dieser Stoff für einen kurzen Vortrag zu umfangreich. Jedenfalls zeigt unsere eigene Existenz, daß die Menschen von damals eben Menschen geblieben sind.

Es ist also durchaus nicht erstaunlich, daß sich solche Tendenzen, wie ich sie geschildert habe, heute sowohl als auch in alter Zeit bemerkbar machen, ganz gleich, ob man sich dessen bewußt ist oder nicht. Es hat keinen Sinn, danach zu fragen, ob diese Bewußtheit gerufen oder unterdrückt werden soll, denn da Bewußtheit der Zustand ist, in dem wir leben, läßt sich der Trieb zu erkennen, und auch die Vergangenheit zu erkennen, doch nicht unterdrücken. Darum war es notwendig, die Erscheinungen, die ich schilderte, nahe an ihrem Ursprung aufzusuchen und sie zu erkennen als Möglichkeiten, die dem Menschen gleicherweise durch seine Natur gegeben sind, von denen keine an sich gut oder schlecht ist. Wenn das richtig ist, wäre es eine Todsünde gegen den Geist, die eine für die allein richtige zu erklären und über die andere den Stab zu brechen. Jedoch erlaubt uns unsere Bewußtheit, unter ihnen zu wählen. Beide sind richtig an ihrer Stelle, beide falsch dort, wo sie nicht hingehören. Aus beiden darf kein Gesetz von allgemeiner Gültigkeit gemacht werden, ja, manche Aufgabe wird vielleicht dann erst richtig gelöst erscheinen, wenn in ihr beide Themen kontrapunktisch ineinanderspielen, so, wie es sich an den besten Werken früherer Zeiten beobachten läßt.

Dies Ergebnis bitte ich nun nicht nur auf die hier abgehandelten Themen zu beziehen; wir hätten auch andere Ausgangspunkte wählen können und wären an die gleiche Stelle gelangt. Die Wahl unter allem, was möglich ist, ist nicht nur ein Recht, sondern eine Pflicht jedem neuen Werk unseres Geistes

und unserer Hände gegenüber, und zwar – ich muß das sagen, um nicht mißverstanden zu werden – nicht die Wahl zwischen Stilen, sondern zwischen Möglichkeiten innerhalb unseres Zeitstiles. Nicht die 'Richtung' entscheidet, ob ein Werk gut oder schlecht genannt werden darf, sondern allein, ob es an seinem Platz und für den Sinn, den es erfüllen soll, 'richtig' ist. Nur Einsicht und die Freiheit der Wahl können verhindern, daß die Mode ihre Grenzen überschreitet und ein Schreckensregiment errichtet.

Damit ist das Ziel, das ich heute anstrebte, eigentlich schon erreicht. Es ist nun wohl klar, daß es sich gar nicht um das Studium alter Formen als Selbstzweck handelt, sondern um das Sammeln von Einsichten, die helfen sollen, zur Selbsterkenntnis zu kommen. Dabei ist allerdings mit dem berühmten 'großen Überblick', den man im günstigsten Fall noch für möglich hält und unter dem man sich meist eine sehr oberflächliche Kenntnisaufnahme von wenig geschätztem Wissensstoff vorstellt, nichts getan. In Wirklichkeit bildet sich ein Überblick nur langsam aus einer Fülle von Studien, die bis in die letzten Einzelheiten gehen müssen. Wer nicht weiß, wie sich ein griechisches Gebälk zusammensetzt und wie die dazugehörige Säule aussieht, wird eben auch nie wissen, was eigentlich der Tempel zu sagen hat. Da wird nun mancher einwenden, daß es doch für einen Architekten, dessen Kraft in der Regel durch die täglich an ihn gestellten Anforderungen bis zur Grenze des Erträglichen in Anspruch genommen ist, ganz unmöglich sei, solches Wissen zu erwerben, zu erweitern und sich zu erhalten. Aber das ist auch gar nicht nötig, das können andere für ihn tun. Er sollte nur einmal in seinem Leben so viel, wie er davon erraffen kann, in sich aufgenommen haben. Er wird dadurch in gewisser Weise geändert sein. Wir sagen, er habe sich damit 'gebildet'. Dann darf er das Allzuvielen des Wissensstoffes vergessen, ohne Schaden zu nehmen. Es gibt nichts Dümmeres als jene oft gehörte Floskel: Wozu soll ich dies oder jenes lernen, das vergesse ich doch wieder, und später, im Leben und im Beruf, fragt mich kein Mensch danach. Wissen ist nicht Bildung. Das ist so selbstverständlich, und muß doch immer wieder gesagt werden. Nach einer bekannten Definition ist Bildung das, was unverlierbar zurückbleibt, wenn man vergessen hat. Bildung ist auch nicht Ausbildung und ergibt sich auch nicht allein aus Begabung, denn Wille und Herz gehören mit dazu. Es gibt ganze Wissensgebiete, die man im Beruf beherrschen muß, die vielleicht den Intellekt üben, aber sehr wenig bildende Kraft besitzen. Um so notwendiger ist es, daß solche Betrachtungen, wie ich sie meine, zu unserer Bildung mitgeholfen haben, denn wir werden damit, ohne daß wir immer wieder allen Gedankengängen ab ovo nachgehen müssen, einen stets gegenwärtigen Maßstab in uns gebildet haben, eine Art von Takt, der uns davor behütet, auf große Gesten oder auf die berühmten neuen Kleider des Kaisers hereinzufallen, einen Maßstab, der Werte mißt, aber nicht in eine bestimmte Richtung zwingt und darum die Unvoreingenommenheit des Schaffenden nicht beeinträchtigt, sondern sie unterstützt.

Leider ist es unmöglich, in einer kurzen Stunde all das anzurühren, was sich im Rahmen dieses Themas im Spiegel der modernen Zeit aus der alten aufzufangen ließe. Nur ein Begriff soll noch hervorgehoben werden, eine Form der

Einstellung, die der Mensch zu den Werken der Vergangenheit haben kann, die heute noch nicht genannt wurde und die doch als Bildekraft und Antrieb hinter vielen der gezeigten Formen steht. Es ist die Ehrfurcht. Ich meine nicht damit das Staunen des Unwissenden, wenn er fremde und großartige Dinge sieht, sondern das Wissen um Wertmaßstäbe und die Anerkennung von Werken, die einmal von Menschen geschaffen worden sind, um zunächst der Gegenwart, aber auch, um den Nachkommen auf dem Wege in die Zukunft zu dienen. Man gewinnt sie nur durch ernsthafte Arbeit. Wir sind in Gefahr sie zu verlieren. Gelingt es uns, sie zu halten, wird es damit nicht nur unmöglich, gegen Altes ungerecht zu sein und, wie es jetzt gelegentlich vorkommt, es geradezu mit Abneigung zu betrachten, sondern wir gewinnen erst daraus die rechte Verantwortung unserem eigenen Werk gegenüber. Es wird uns dann nicht genügen, uns selbst darin zu manifestieren, sondern uns wird damit geholfen werden zu ehrlichem und demütigem Dienst am Nächsten und am Werk.